

Muss man das alles »Musik« nennen?

Übergänge von Neuer Musik zu Medienkunst

Johannes Kreidler

Ich vertrete die Ansicht, dass Vieles, was vor allem die mittleren und jüngeren Vertreter*innen der Neuen Musik seit einigen Jahren praktizieren, eigentlich nicht mehr Musik, sondern vielmehr Medienkunst ist. Wenn Michael Beil Videoaufnahmen von Musikern raffiniert zeitlich verschachtelt und so ein labyrinthisches formales Erlebnis erzeugt, wenn Simon Steen-Andersen ein Video von Cellospiel auf ein live stattfindendes Cellospiel projiziert und das Spiel dadurch visuell irritierend doppelt, wenn Alexander Schubert mit dem Publikum soziale Gruppenaktionen mit Virtual-Reality-Brillen veranstaltet (die Musiker*innen geben nur Kommandos), wenn Brigitta Muntendorf eine Klarinetistin in ein weißes Ganzkörperkostüm steckt und diese damit zur Projektionsfläche für ein Video macht, in dem Klarinettenspiel nur eines unter sehr vielen Dingen ist, wenn Stefan Prins den Pianisten am Keyboard Klavier-Videosamples triggern lässt, wenn Jennifer Walshe das Ensemble zu nicht erklingender Popmusik Pogo tanzen lässt... auch meine Arbeit ist von diesen visuellen, performativen und konzeptuellen Dingen sehr geprägt.

Es ist mittlerweile ganz unübersehbar, dass Praktiken der Neuen Musik, die multimediale Mittel einsetzen, nicht nur quantitativ immens zugenommen haben, sondern auch qualitativ, man kann wohl sagen: einen Siegeszug angetreten haben. Alle gerade genannten Komponist*innen haben in den letzten Jahren im deutschsprachigen Raum Professuren erhalten; das Stück mit Video bei den diesjährigen Donaueschinger Musiktagen,

Steen-Andersens *TRIO*, hat den Orchesterpreis bekommen. Ich könnte noch eine riesige Liste von Komponierenden-Namen hier anführen, die alle sehr betont mit Video, Performance, Licht etc. arbeiten, übrigens, ist mein Eindruck, noch besonders gehäuft bei Komponistinnen. Die mediale Öffnung geschieht in einem nicht dagewesenen Ausmaß in der Neuen Musik (auch Ensembles und Musiker*innen profilieren sich damit).

Es ist schon etwas erstaunlich, wie vergleichsweise widerstandslos die A-Medialität, so nenne ich in Anlehnung an die A-Tonalität diese medial ungebundene Musik-Praxis, Einzug hält in die Musik. Es war einfach fällig, so wie die Bildende Kunst a-medial, alles andere als nur Bilder malend, geworden ist, oder der Tanz, der, seit er nicht mehr Ballett, sondern Tanz heißt, nicht selten gar nicht mehr tanzt. Aber ist es dann überhaupt noch Musik? Nein, das finde ich nicht, wäre die ehrliche Antwort. Es ist Medienkunst, die nur, in unserem Fall, bevorzugt mit performativen und visuellen Aspekten von Musikausübung oder auch mit der Musikgeschichte arbeitet; *Medienkunst mit Musik*. Aber es ist im Kern Medienkunst.

Nun, spielt der Begriff überhaupt eine so große Rolle? »Wenn das für Sie keine Musik ist, dann nennen Sie es einfach anders«, hat John Cage bekanntlich gesagt. Aber freilich spekulierte Cage darauf, dass einem nichts anderes einfällt, und dass es doch nicht so weh tut, es weiterhin »Musik« zu nennen. Das geht mir jetzt nicht so, mir fällt, wie gesagt, etwas anderes ein. Dann ist

es aber so: Man kann zwar, wenn man will, mit Cage die Chose einfach anders nennen, aber man kann nicht flugs mal eine *Musikhochschule*, ein Festival namens *Musiktage*, eine Zeitschrift, die *MusikTexte* heißt, anders nennen. Für 2021 habe ich von einem Musikfestival, das auch an den Rundfunk angeschlossen ist, den Auftrag für ein längeres Filmwerk bekommen. Das Dumme ist nur, das Festival heißt etwas mit »Musik« und da hängt der Rundfunk dran und die können und wollen nicht einen Auftrag geben für ein zu stark visuelles Werk – denn das kann man nicht im Radio senden! Es nutzt nichts, das Kind so oder so zu nennen, hier kommen die harten medialen Fakten; der Auftraggeber, der Festivalchef, der das Werk ja will, sieht sich mit seinen eigenen Statuten konfrontiert. Darum also nun zurück zur radiotauglichen Musik?! Zur Musikmusik? Nein, das ist nicht die Lösung, wenn eigentlich anderes wie etwa die Multimedialität, die Medienkunst mit Musik, Aktualität hat. In dem Fall haben wir das mit einigermaßen umständlichen Vertragsformulierungen hingekriegt (irgendwas mit »Filmmusik«). Ein Dauerzustand ist das freilich nicht, es braucht ein neues Selbstverständnis.

Die Auflösung findet allenthalben in der Musik statt: Man kann bei Laptops und digitalen Controllern auch nicht mehr wirklich von der Einheit eines »Instrument« sprechen (und es spielen denn auch nicht mehr »Instrumentalist*innen«, sondern »Performer*innen«). Immer öfter sehe ich junge Künstler*innen, die erst einen Bachelor in Musik machen und dann einen Master an einer Kunsthochschule oder an einem Theaterinstitut, und gleichsam sprießen die Initiativen für Musiktheater aus dem Boden: In Berlin gibt's das neue *BAM!*-Festival; in Köln sitzt man damit ebenfalls in den Startlöchern; auf den Musikfestivals integriert man Musiktheater auch in normale Konzerte, es ist das Format der Stunde. In Hamburg gibt es an der Musikhochschule den Studiengang »Multimediale Komposition«, also ausdrück-

lich nicht mehr musikalische Komposition, und solche institutionellen Reaktionen auf den Geist der Zeit wird man in Zukunft immer mehr sehen, Und darum sollte man damit auch offensiv umgehen. Wenn die Sache unter der Hand eh geschieht, braucht es irgendwann nur noch den passenden Begriff, und dann geht alles ganz schnell – das hat man bei der *Konzeptmusik* gesehen.

Der Musikbegriff wurde vor 100 Jahren als tonaler Begriff aufgelöst, nun wird er als medialer Begriff aufgelöst. Musik war nicht mehr an das tonale Zentrum einer Tonart gebunden, nun ist Musik nicht mehr an das mediale Zentrum des Klanges gebunden, sie kann Performance, Video, Grafik, Installation, Film, Website, Aktion, Konzept sein. Bislang nennen wir es weiterhin »Musik«, weil wir daher kommen – das ist genau so typisch, wie der Revolutionär Schönberg sich immer befeiligte verstehen zu geben, dass er doch von Brahms komme; eine verpasste Abnabelung von der Tradition, die die Bildende Kunst zu ihrem Segen viel stärker vollzogen hat –, wir nennen es auch weiterhin »Musik«, weil das die Hand ist, die uns füttert; wir nennen es Musik, weil die Ausbildungsstätten noch getrennt sind und hier sich die Weichen stellen, ob man von Galerist*innen entdeckt wird, ob man in die Stadttheater strebt, oder ob man bei den Musikfestivals unterkommt. Dazwischen stehen tatsächlich noch gläserne Wände. Wir nennen es weiterhin »Musik«, weil wir uns seit dem Schritt in die Atonalität daran gewöhnt haben, einen weiten Musikbegriff zu haben. Ist »Musik« also unzerstörbar, wo sie den Schock der Atonalität überlebt hat? Als historisches Faktum und damit auch als reichliches Material- und Technikenlager bleibt sie natürlich bestehen.

Das vorläufige Ergebnis ist darum: Auf dem Musikfestival macht man Konzeptkunst, während in der Ausstellungshalle gesungen und getanzt wird, die Tanzbühne ist Diskursmedium gewor-

den, derweil ans Sprechtheater Museumskuratoren berufen werden. Dieses Durcheinander stellt nach anfänglichem Reiz wiederum sehr grundsätzliche Fragen an Wahrnehmung, Begrifflichkeiten und Institutionen – eine günstige, notwendige Stunde für Theorie, Philosophie, Diskurs.

Man kann dann zwar weiterhin noch eine Weile lang von »Musik« sprechen, gleichwohl man mit seiner Praxis den Begriff ständig torpediert, mit einigem provokativen Charme, aber das wird irgendwann doch der Sache nicht gerecht und es hat auch keinen tieferen Sinn, hier noch von Musik zu sprechen. »Auflösung« ist sicherlich ein Topos der Moderne, und schon Cage veranstaltete Happenings mit Lichtschranken und Tanz, Lesungen, Performance und Bildern an der Wand usw. Durch die Digitalisierung bekommt das Ganze jedoch heute eine ganz andere Quantität und Qualität und einen Schub, der in einem noch viel größeren Umfang jetzt eine ganze Generation von Künstler*innen erfasst, Komponierende wie Interpretierende. Ein Blick zurück auf einen Pionier: Dieter Schnebels *Körper-Sprache* oder *Ki-No* sind entweder Gesten oder Bilder ohne jeglichen Klang, außer dem des Getrappels der Füße auf dem Boden oder des Klick-Rhythmus des Diaprojektors. Aber gerade die Beispiele Schnebels beziehen sich primär auf Musik, selbst wenn dabei nichts klingt; sie sind zum Verständnis sogar unbedingt darauf angewiesen, sich auf einen angestammten Begriff von Musik zu beziehen. Und da würde ich einen Unterschied sehen zu heutigen Stücken: Die können auf einen Rekurs auf oder eine Behauptung von Musik immer mehr verzichten, sie hängen im Kern nicht mehr daran.

Nina Noeske hat unlängst bei einem Karlsruher Symposium, bei dem es ebenfalls um die Auflösung des Musikbegriffs ging, vorgeschlagen, von dem »aufgehobenen Musikbegriff« zu sprechen – die Aufhebung natürlich im hegelschen Doppelsinn der Annullierung einerseits und der Bewahrung andererseits. Eine sympathische Lesart – ich

aber spreche deshalb von der Auflösung des Musikbegriffs, weil er viele mediale Komponenten aufweist, in die er sich aufspaltet, und diese werden neu kombiniert und referenzialisiert; ein Rhythmus kann dann auch mit Licht oder Filmschnitten artikuliert werden, ein Konzept der Beschleunigung oder der Subtraktion kann ich in verschiedenen Medien umsetzen, im Theater gibt es eh von allem etwas, Klang, Musik, Video, Performance, Schauspiel, Text, Literatur, Partizipation.

Viele Beobachter*innen sehen die Brüchigkeit des Musikbegriffs, aber wollen den Bruch nicht denken. Doch sehen wir uns um, es geschieht ringsum die Auflösung der Spartengrenzen, es bilden sich neue Labels (aus der MaerzMusik wurde das »Festival für Zeitfragen«, also eine abstraktere Kategorie, keine mediale mehr), es bilden sich auch neue Begabungen fürs Interdisziplinäre aus (nicht dass es immer heißt, dass es dann nur noch Dilettantismus gäbe), und die Auflösung ist auch wünschenswert, gerade angesichts sich wieder aufrichtender Zäune – »absolute Musik«, »reine Malerei« – das sind in Zeiten von Medienmoderne und globalem Austausch heute fast Nationalismen der Kunst.

So sehen wir ja auch die Auflösung der Geschlechteridentitäten, die Loslösung der Neuen Musik von der »klassischen Musik« sowieso, und ein Gerät wie das Smartphone, das zwar noch Telefon heißt, aber eigentlich ein universeller Taschencomputer ist, breitet sich über jede nationale Grenze hinweg aus – mit der schrecklichen Reaktionserscheinung, dass manche Regierungen dann Wikipedia und Twitter sperren. sowieso – auf YouTube gibt es keinerlei Spartenvorgaben.

Muss man da noch alles, was ursprünglich von Musik kam oder mit Teilaspekten von ihr arbeitet, Musik nennen? Ich finde, nein, gehen wir das Wagnis ein und nennen es nicht mehr so, denn es ist es eigentlich nicht mehr. Etwas anderes ist

herangereift, eine, wie Jennifer Walshe sagt, neue Disziplin.

Johannes Kreidler ist Komponist, Konzept- und Medienkünstler und lehrt als Professor an der Musikakademie Basel.

SPORFESTIVALFO
RCONTEMPORARYMUS
ICANDSOUNDAR
T

2020
14.15.16.17. MAY
AARHUS (DENMARK)

FOUR DAYS OF MUSIC,
ART AND THEATRE

URSULA NISTRUP/JULIE ØSTENGAARD/
CAMILLA BARRATT DUE/SCENATET/
POLISH NEW MUSIC ORCHESTRA/
CHRISTIAN WINTHER CHRISTENSEN/
ANDREAS BORREGAARD/JAMES BLACK/
METTE NIELSEN/ANNA JALVING/
ALEXANDRA HÄLLEN/JEPPE ERNST/
MARTIN STAUNING/JAKOB KULBERG/
NIELS RØNSHOLDT/
...AND MANY MORE

BILLETSALG.DK/SPOR

SPORFESTIVAL.DK
#SPORFESTIVAL2020